

Der Arm des Kindes aus der Krippe

Predigt zur V. & VI. Kantate des Weihnachtsoratoriums

Universitätsgottesdienst zu Epiphania (5.1.2020)

Liebe Gemeinde,

so sonnig beginnt nicht jedes Jahr, dachte ich am Neujahrsmorgen. Und offensichtlich nicht nur ich: Auf dem Neujahrsspaziergang im Clarapark war gefühlt die halbe Stadt unterwegs. *Kaiserwetter*, hätte man früher diese Stimmung beschrieben. So prächtig beginnt nicht jeder Gottesdienst, dachte ich vorhin. Und wahrscheinlich nicht nur ich ... *Königsmusik*, könnte man das nennen, was uns heute in aller Pracht und Schönheit gesungen und gespielt wird. Für die V. und VI. Kantate des Weihnachtsoratoriums gilt das nicht nur für die Musik, sondern auch für den Inhalt, der beide Kantaten durchzieht und eine biblische Erzählung wiedergibt, die geradezu märchenhafte Züge hat: Da machen sich drei Magier im Nahen Osten auf den Weg, um einem Königskind ihre Referenz zu erweisen. Da übernimmt ein neidischer Herodes etwa jene Rolle, die bei den Gebrüdern Grimm der bösen Stiefmutter zugeordnet ist. Und da gehen – natürlich – am Ende die Pläne nicht auf und bleibt Herodes der Große gegenüber dem kleinen Kind in der Krippe machtlos. *Königsmusik* zum *Kaiserwetter*: So kann doch das neue Jahr beginnen.

Natürlich – so viel Ehrlichkeit muss sein – wird das Jahr ganz so strahlend nicht weitergehen. Die Neujahrssonne hat sich verzogen. Und der Kalender, nur weil er Januar anzeigt, löst an sich ja noch keine Probleme: Die Aufgaben sind dieselben; der vor Weihnachten verlassene volle Schreibtisch wartet schon; die Debatten im Land und in der Landeskirche und auch in Leipzig scheinen nicht automatisch entgiftet und vernünftig geworden – und am Ende wird auch der kindliche Silvestertraum, alles das, was man an anderen und an sich selbst nicht leiden kann, in die Neujahrnacht zu schießen wie eine Rakete, wohl ein Traum bleiben. Wir sind angekommen im neuen Jahr: Mit allem Unbekannten vor uns und mit dem lange Vertrautem um uns, mit alten und neuen Aufgaben, mit Vorfreude und Neugierde und mancher Sorge im Kopf, mit Beziehungen zu anderem und dem Verhältnis zu uns selbst bald gesegnet, bald belastet ... Wir sind angekommen in der Realität von 2020. Passt da noch Bachs königliche Musik? Und ist sie eigentlich in sich stimmig als märchengleiche Erzählung vom siegenden Christusknaben und dem bösen Schurken, dessen Mordplan kläglich scheitert?

Das sind beileibe keine rhetorischen Fragen. Vor allem, wer die Fortsetzung der rezitierten Evangelienauschnitte kennt, kommt ins Nachdenken: Der von den Magiern betrogene Herodes nimmt ja kurz darauf furchtbar Rache an den Kindern in und um Bethlehem. Darf man das einfach ausblenden und nur, weil der Christusknabe überlebt hat, singen, wie wir's gleich hören werden: „Nur ein Wink von seinen Händen / Stürzt ohnmächtger Menschen Macht. / Hier wird alle Kraft verlacht! / Spricht der Höchste nur ein Wort, / Seiner Feinde Stolz zu enden, / O, so müssen sich sofort / Sterblicher Gedanken wenden“? Kann das unser Ernst sein im Blick auf die vielen Herodesse dieser Welt und ihre ungezählten Opfer? Macht das nicht aus dem sehr realen und ungebremst vitalen Bösen eine Figur wie eine Hexe im Kasperletheater, der jedes Kind ansieht, dass sie böse ist und von der jedes Kind weiß, dass sie besiegt wird, sobald nur der Held die Bühne betritt? Wird hier nicht die Grenze zwischen Trost und klischeehafter Vertröstung hauchdünn?

Ich fürchte, man kann die V. und VI. Kantate des Weihnachtsoratoriums so hören. Fokussiert man darin die Darstellung vom ränkeschmiedenden Herodes und seinem krachenden Scheitern, so kommt man nicht um die Feststellung herum, dass es realistischere und geistreichere Passagen im Weihnachtsoratorium gibt. Doch es wäre nicht Bachs Weihnachtsoratorium, wenn nicht noch eine zweite Schicht darunterläge, die leisere und sublimere Töne kennt und unsere ambivalente

Wirklichkeit in die Zeilen zwischen den Pauken-und-Trompeten-Stücken schreibt. Wie in einer modernen Theaterperformanz betritt regelmäßig die fromme Seele die Bühne und kommentiert, was sie da hört. Und gerade weil es eine *fromme* Seele ist, ist bemerkenswert, dass an einigen Stellen in beiden Kantaten nicht der Brustton theologischer Überzeugung, sondern eine Frage oder eine Bitte das letzte Wort hat. „Ach, wann wird die Zeit erscheinen? Ach, wann kommt der Trost der Seinen?“. Wenn der Kindermord von Bethlehem doch einen Widerschein im Weihnachtsoratorium gefunden hat, dann hier, in der drängenden Frage, die durch alle theologische Beteuerung „Schweigt, er ist schon hier“ eben nicht zum Schweigen gebracht, sondern am Ende zur Bitte umformuliert wird: „Jesu, ach, so komm zu mir.“ Ähnliches geschieht im Tenor-Rezitativ in der VI. Kantate, das wir gleich hören werden. In barocker Liebeslyrik wird eine Beziehung zu Christus beschrieben, die enger und inniger nicht sein könnte und die alle Bedrohung ausschließt: „Was könnte mich nun für ein Feind / Bei solchem Glück versehen!“. Und doch sagt der Beter darauf nicht einfach „Amen“, sondern schließt mit der eindringlichen Bitte: „Und werd ich ängstlich zu dir flehn: Herr hilf, so laß mich Hülfe sehn!“ Es sind diese Bitten, die den Himmelsklang der Pauken und Trompeten auf die Erde bringen; hier, in diesen Bitten, kommen wir mit unserem realen Leben in die Geschichte hinein und kommt das Christuskind in unserer Wirklichkeit an.

„Was hast du vor dieses Jahr?“, schreibt mir mein Neffe. Was ich vorhabe, weiß ich (jedenfalls zum Teil) und werde ich ihm antworten. Aber was das Jahr mit mir, mit uns vorhat, das wissen wir alle nicht. Dass darin, wie in den heute gesungenen beiden Kantaten, Szenen von Bedrohung und Bewahrung sein werden, ist wahrscheinlich. Dass die Herodesse dieser Welt ein Ende nehmen oder zumindest schwächer werden: Danach sieht es, wenn man die aktuellen Nachrichten verfolgt, im Moment nicht aus. Aber Christus ist nicht erst da, wenn kein Herodes mehr auf dem Plan ist. „Sein Arm wird mich aus Lieb / Mit sanftmutsvollem Trieb / Und größter Zärtlichkeit umfassen“: Es ist der Arm des Kindes aus der Krippe, der sich um uns legt. Dieser Arm führt kein Schwert. Es ist nicht mehr und nicht weniger als die behutsame Erinnerung an das, womit, gewissermaßen als Fazit, das ganze Weihnachtsoratorium Bachs endet: „Bei Gott hat seine Stelle / das menschliche Geschlecht“ – und unser aller Leben im kommenden Jahr.

Frank M. Lütze